

Leighton, Jared (jared.leighton)

UNIVERSITY OF
Nebraska
Lincoln

Request an Article

ILLiad TN: 743453



Call # **AP30 .A555 (2007220905)**

Journal Title: **Frankfurter Hefte; Zeitschrift für
Kultur und Politik**

Volume: **21** Issue:

Month/Year: **September 1966**

Pages:

Article Author: Dagmar Schultz

Article Title: *Seltsam schönes land - Land der
Ungerechtigkeit*

Location: **LDRF**

5/6/2013 11:05 AM

**Photocopied materials are all delivered electronically.
Those items that are not of adequate quality for scanning
will be mailed at library discretion.**

Sent

Updated

Der Europäer, der in die Vereinigten Staaten kommt, kann zwischen zwei Lebensweisen wählen. Die erste, sich dem größeren Teil der amerikanischen Gesellschaft anzuschließen, dessen Leben sich um doppelstöckige Häuser, Einkommenssteuer, Frauenklubs, Baseball, gegrillte Steaks, Samstagabend-Parties, Sonntagmorgen-Kirchgänge, Reisen nach Kalifornien oder Puerto Rico und um Probleme mit der Hausgehilfin oder mit dem Familienpsychiater dreht. Die zweite, weniger populäre Möglichkeit bringt es mit sich, in die häßlichen Probleme der USA verwickelt zu werden.

Für die erste Möglichkeit können präzise Richtlinien gegeben werden: Hör' nicht auf zu lächeln, während du hundertzünftig Hände auf deiner Willkommens-Cocktail-Party schüttelst. Bestehe nicht darauf, daß europäischer Fußball intelligenter sei als amerikanischer. Lies regelmäßig den *comics*-Teil der Sonntagszeitung. Schließ dich Verbindungen, Literarischen Frauenvereinen und der Kirche mit der höchsten Mitgliedschaft an. Laß dich nicht von Zeitschriften wie »*The Nation*« oder »*Liberation*« verderben, sondern abonniere »*Time*« oder »*Reader's Digest*«. Arbeite hart und bezeige eine unverbindliche politische Haltung. Das Ergebnis dieses Rezepts ist: eine gute Arbeitsstelle, zwei Autos, freundliche Nachbarn sowie, falls du geschickt bist, die Aufnahme in einen exklusiven Klub.

Für die zweite Lebensweise gibt es keine Richtlinien, nur ein paar Warnungen. Sei dir dessen bewußt, daß du möglicherweise immer ein »Ausländer« bleibst, ein »Kommunist« oder »beatnik« genannt wirst, daß du im Gefängnis enden magst und viele Leute dich zumindest als unreifes oder unerwünschtes Individuum ansehen werden.

Als ich in den Vereinigten Staaten als deutsche Studentin ankam, wußte ich nichts von dieser Alternative. Bevor ich Zeit hatte, eine Wahl zu treffen, war ich in die zweite Lebensart hineingeraten. Gemessen an den obigen Warnungen erging es mir jedoch ganz gut, – vielleicht hatte ich lediglich Glück. Ich erhielt meinen Masterstitel, ich wurde nicht rausch-süchtig, ich bin bis jetzt nur »weißer Nigger« und »Sozialist« genannt worden, und ich besitze noch immer mein Einwanderungsvisum.

Ich verließ Berlin 1963 mit dem scharfen Bewußtsein der zerstörerischen Rolle, die Deutschland in der Weltgeschichte gespielt hatte. Diese Tatsache und vielleicht meine Vergangenheit in Berlin, der vielseitigen Stadt voller Unruhen, die ich das »dritte Deutschland« nenne, machten es unmöglich für mich, eines der ernstesten Probleme Amerikas zu übersehen: die Haltung gegen Minderheitsgruppen. Abgesehen von den Indianern sind die amerikanischen Neger am beharrlichsten unterdrückt. Als ich in den USA ankam, war der Protest gegen diese Unterdrückung im ganzen Land ausgebrochen und näherte sich einem Höhepunkt.

Die Vorstellung, die ich von der Lage des amerikanischen Negers hatte, stammte aus der Lektüre von »Onkel Toms Hütte« und »Vom Winde verweht«, aus dem Geschichtsunterricht und aus Zeitungsartikeln. Sie konnte in einem Satz zusammengefaßt werden: Der Süden behandelt den Neger schlecht, der Norden behandelt ihn gut. Obwohl ich in einem der nördlichsten Staaten lebte, wurde diese Vorstellung bald vernichtet: ich wurde gezwungen, die Welt in einer anderen Weise zu sehen. Der Unterschied zwischen einem Neger und einem Weißen war für mich bis dahin ungefähr so bedeutsam gewesen wie der Unterschied zwischen jemandem, der einen blauen, und jemandem, der einen grünen Anzug trägt. Aber nun schienen Leute ein Kaleidoskop vor meine Augen zu halten, angefüllt mit der verwirrendsten Vielfalt von Schattierungen und Tönungen, von Formen der Nasen,

ZWEI
MÖGLICHKEITEN

»DAS« PROBLEM

der Mänder, der Augen, des Haares, und alle Formen, alle Farben standen unter noch verwirrenderen Werturteilen. Ich brauchte ungefähr drei Monate, um die Subtilität nördlicher Vorurteile und Diskriminierungen kennenzulernen. Während ich anfangs nur auf eine erstaunte Weise neugierig war, war mir am Ende psychologisch sowie physiologisch übel. Übel war mir, wenn ich die exklusiv weißen Studentenverbindungen sah; wenn ich durch das Ghetto der Stadt ging; wenn ich einen Kellner dabei beobachtete, wie er sich besonders um einen Neger bemühte; wenn ich mit einem Neger spazierenging, der nicht umhin konnte zu beobachten, wie die Leute uns ansahen; wenn ich die besondere Aufmerksamkeit fühlte, die jedem Wort des einzigen Negerstudenten in einem Seminar geschenkt wurde. Mir war übel von der Diskussion »des Problems« und davon, wieder und wieder zu hören, daß ich noch nicht lange genug im Land sei, um zu verstehen.

Zu dieser Zeit entschied ich, daß Amerika im großen und ganzen verfehlt hatte, die Möglichkeiten einer Gesellschaft vielfacher Kulturen auszunützen. Stattdessen diente die Bezeichnung als Neger, Indianer, Juden, Ausländer, Katholiken, Kommunisten gewöhnlich einer negativen Absicht.

Nachdem ich in der Bürgerrechts-Bewegung gearbeitet und in engem Kontakt mit einer Vielzahl von Negern gestanden hatte – hell und dunkel, gutbürgerlich und kämpferisch, reich und arm –, folgerte ich, daß ich die Neurosen vieler amerikanischer Neger und die psychologische Krankheit vieler Weißen nicht völlig verstehen könnte, falls ich nicht auch den tiefen Süden kennenlernte. So fuhr ich im September 1965 per Eisenbahn meinem Leben als Dozentin an einem Neger-College in Mississippi entgegen.

SOZIALE ASSIMILATION? Ich sah die Landschaft mit gemischten Gefühlen vorbeiziehen. Ausgedörrte braune Felder, verfallene Holzhöhlen, Kühe, die ihre Köpfe in der staubigen Mittagshitze hängen ließen, – alles machte einen verarmten, jedoch friedlichen Eindruck. Und doch empfand ich etwas wie so oft seinerzeit, wenn ich in Berlin vom Westen in den Osten fuhr, – der einzige Unterschied war, daß ich dort die Spielregeln kannte. Jetzt aber: Mississippi – das Land hinter dem Magnolia-Vorhang; Mississippi – der Terrorstaat; Mississippi – die Geschlossene Gesellschaft, – was würden diese Überschriften, die ich so oft in nördlichen Zeitungen gelesen hatte, wirklich bedeuten?

Die Arbeit am College erwies sich sowohl als Herausforderung als auch als Enttäuschung. Die Schule war vor ungefähr hundert Jahren gegründet worden. Sie zählte etwa fünfhundert Studierende und sie war der Methodistischen Kirche angeschlossen. Sie war eines der wenigen privaten Neger-Colleges im Süden und besaß, im Gegensatz zu den staatlichen, eine integrierte internationale Fakultät. Die Verwaltung versuchte verzweifelt die Anerkennung seitens der nationalen Universitätsorganisation zu erreichen. Das war vielleicht einer der Gründe für die konservative und erstickende Atmosphäre, die am College herrschte. Die Schule wollte um jeden Preis dem typischen amerikanischen College ähneln. Verbindungen und dergleichen Kennzeichen amerikanischer Colleges gediehen, das Interesse hingegen, die Rolle, die das College in unserer Zeit und in seiner besonderen Lage spielen konnte, zu finden, war gering.

Ein großer Teil der Studenten trug zu dem oberflächlichen Leben ebensoviel bei wie die Fakultät. Die meisten waren in Armut aufgewachsen. Oft kamen sie von sogenannten *sharecropper*-Familien, Menschen, die auf Baumwollplantagen wohnten und für ihre Arbeit einen Teil der Ernte sowie eine jämmerliche Hütte erhielten. Viele Studenten kamen nur mit einer achtjährigen Schulausbildung zum College. Sie hatten das Leben des Negers im Süden gelebt, und nun war für sie der Zeitpunkt gekommen, an dem sie beginnen wollten, es zu vergessen. Viele gingen zum College, um später eine gute Arbeit und Anerkennung in der amerikanischen Gesellschaft zu finden. Worüber die meisten so wenig wie möglich hören wollten, das war »das Negerproblem«. Nur wenige waren aktiv in der »Freiheitsbewegung«.

Doch gab es Tage, an denen die ganze Studentengemeinschaft erwachte und Stel-

lung bezog, so zum Beispiel, als einer ihrer Kameraden ins Gefängnis kam, weil er Leute zum Gerichtshof gefahren hatte, die sich als Wähler registrieren lassen wollten. Eine Massenversammlung wurde einberufen und das Geld für den Bürgerschaftsschein gesammelt. (Der Bürgermeister setzt die Summe fest, gegen die die verhaftete Person »ausgelöst« werden kann.)

Es gab auch Studenten, die individuell und schöpferisch dachten, unter ihnen die Theatergruppe, mit der ich ein umstrittenes Theaterstück aufführte, Sartres »Die Ehrbare Dirne«. Meine Erwartung, daß das College ein Ort wäre, von dem die Negergemeinde Hilfe und Anleitung erhalten konnte, wurde jedoch nicht erfüllt. Die Verwaltung hatte einige Programme aktiv unterstützt, so die Integration von Schulen und ein Kindergarten-Programm, das unter Präsident Lyndon B. Johnsons »Krieg gegen die Armut« lief. Aber die Rolle, die das College in der sozialen Revolution des Südens spielen konnte, ergriff es nicht.

Aktivitäten außerhalb der Schule brachten mich in engen Kontakt mit dem Kampf um eine neue Welt. Schon am ersten Abend meines Aufenthaltes fuhr ich mit mehreren Mitgliedern der »Mississippi-Freiheits- und Demokratische Partei« (MFDP) zu einem Landkreistreffen. Durch Maisfelder und Wald führte uns die rote Sandstraße in einen glühenden Sonnenuntergang. Als wir an dem Holzgebäude ankamen, das auch als Kirche benutzt wurde, waren Lastwagen im Umkreis geparkt, Leute standen in Gruppen herum und unterhielten sich. Das Treffen wurde von dem Vorsitzenden, einem ortsansässigen Neger, eröffnet. Eine Frau trat in das trübe Licht, ihre klare, volle Stimme erhob sich mit dem Lied »*Oh Freedom, oh Freedom, oh Freedom over me . . .*«. Alle standen auf und stimmten ein: »*. . . and before I'd be a slave, I'd be buried in my grave, and go home to my Lord and be free . . .*« Ich blickte um mich, sah den feierlichen Ausdruck auf den Gesichtern junger starker Frauen, abgespannter Männer in Arbeitskleidung, weißhaariger Greise mit rindiger Haut und kleiner Kinder von vier oder fünf Jahren. Wie oft hatte ich dieses Lied auf Parties und Treffen im Norden gesungen, wie anders klang es hier! Mütter standen auf und berichteten von erfolglosen Versuchen, ihre Kinder in eine weiße Schule zu schicken, Väter von anonymen Bombendrohungen. Verlegenes Schweigen herrschte, als der Vorsitzende fragte, warum dieser Mann oder jene Frau sich noch nicht als Wähler hatten eintragen lassen. Pläne wurden erörtert, Leute aufgefordert, sich nicht davor zu fürchten, sich als Wähler anzumelden, Eingaben nach Washington aufgesetzt. Ein dreizehnjähriges Mädchen berichtete über eine Demonstration in Jackson, Mississippi, an der sie teilgenommen hatte. Das magere Kind in einem zu kleinen Kleid stand vor dem Tisch, der an Sonntagen als Altar diente, und sprach mit hoher, entschlossener Stimme. Der Bericht schloß mit den Worten: »Ich war drei Tage lang im Gefängnis. Demonstrieren ist schwer und Gefängnis ist schwer, aber ich werde es wieder tun. Wenn ihr eure Freiheit wollt, könnt ihr nicht zu Hause sitzen und darauf warten. Ihr müßt hinausgehen und kämpfen!«

Das Treffen endete mit einem zweiten Lied. Während ich die Hände meiner Nachbarn hielt und wir uns im Rhythmus zu der Melodie wiegten »*We shall overcome, we shall overcome, we shall overcome someday . . .*«, konnte ich nicht umhin, die Kinder zu beobachten, die drüben Hand in Hand standen – Jungen mit großen gläubigen Augen, Mädchen mit steifen, dünnen Zöpfen über den Ohren seitlich ab vom Kopf. »*Black and white together, black and white together someday . . .*«, – was wußten ihre weißen Altersgenossen im Norden von diesen Kindern, über deren täglichen Kampf, von der Welt, in die sie hineingeboren waren, angenommen zu werden? »*We shall live in peace, we shall live in peace someday . . .*«, – die weißen Kinder im Norden lebten nicht in einer ständigen Atmosphäre von Gefahr, sahen nicht ihr Leben von Wörtern beeinflußt wie Nigger und Segregation, waren nicht bedroht von Kirchenbrand und Polizeibrutalität, umgeben von Armut und Mangel jeder Art. Ich erkannte, wieviel Unechtes in den Protestausdrücken des Nordens, in den intellektualisierenden Diskussionen vornehmlich weißer Bürgerrechts-Gruppen, ja im kämpferischen Geist einer Vereini-

HOFFNUNGEN
GEGEN DIE
WIRKLICHKEIT

gung war, die sich »Schwarze Marxisten« nennt. Sogar das Elend farbiger Armenviertel in Chicago, Detroit, Los Angeles oder New York erschien mir als eine im gewissen Sinne abstrahierte Version des Lebens hier unten. Der listige Kampf mit Sozial Helfern, der *circulus vitiosus* des Wohlfahrtssystems, die gespannte Atmosphäre in einem überfüllten Ghetto, alles hatte eine gewisse Welterfahrenheit an sich, die diese Leute hier nicht besaßen. Hier erschien die Lage in ihrer einfachsten und größten Wirklichkeit: Es ging um Essen oder Hunger, Resignation oder Gefängnis, Hoffnung oder Verzweifeln, Leben oder Tod. Während all meiner weiteren Erlebnisse verließ mich dieser Eindruck nie mehr völlig.

DAS SYSTEM Auf der verlassenem Landstraße wurden wir von mehreren Polizisten und dem Sheriff in Person angehalten. Offensichtlich hatte man uns erwartet. Zwei Autos hatten nur einen Scheinwerfer, – die Fahrer mußten Strafe zahlen. Es war wie man mir erzählte, außergewöhnlich, daß niemand verhaftet wurde. Ich lernte bald, daß Verhaftungen zum Alltag im Leben des südlichen Negers und des Bürgerrechts-Verteidigers dort gehören. Es ist unmöglich, die Absurdität südlichen »Rechts« mit der Absicht zu beschreiben, sie verständlich zu machen. Es gibt nichts Verständliches in dieser »Justiz«; wenn sie nicht so einschneidende Auswirkungen auf das Leben der Menschen hätte, könnte man sie als lächerlich abschreiben. Die Polizei ist allgegenwärtig, nicht als dein Freund, sondern als dein Feind. Da das kleinste Vergehen nicht eine Strafanzeige, sondern gewöhnlich Verhaftung nachsichzieht, ist man sich seines Benehmens übermäßig bewußt. Es ist ratsam, sich einen sehr aufrechten Gang anzugewöhnen, da man auch wegen »öffentlicher Trunkenheit« verhaftet werden kann, wenn man Magengeschwüre hat und nie einen Tropfen Alkohol anrührt. Will man einem Staatsbeamten Fragen stellen, die er vielleicht als unangenehm empfindet, so muß man wissen, daß man wegen »Friedensstörung« verhaftet werden kann. Beim Autofahren sollte man sich dauernd nach Polizeiwagen umsehen und seinen Tachometer beobachten, da man auch verhaftet werden kann, wenn man nicht schnell genug fährt. Ist man erst einmal im Gefängnis, so gibt es keine Möglichkeit, sich zu verteidigen; nur selten darf man einen Anwalt anrufen. Die einzige Chance, einen Fall zu gewinnen, ist, ihn zum Bundesgericht überwiesen zu bekommen; deshalb kann man nur auf Freunde warten, die das Geld für den Bürgschaftsschein zahlen (und somit die Portemonnaies der »Hüter des Gesetzes« polstern).

Zwei Wochen, nachdem ich angekommen war, sollte ich eine konzentrierte Welle solcher Schikanen erleben. Das Freiheitshaus, das Büro der MFDP, hatte seit Tagen unter ständiger Bewachung der Landkreispolizei gestanden. Es war ein heißer Nachmittag; wir warteten auf die Stunde, in der es kühler würde, als zwei Polizeiwagen vor dem Haus hielten. Eine Minute später traten drei Polizisten und ein Mann in Zivilkleidung durch die Vordertür ein, während ein Polizist durch die Hintertür kam. Die Atmosphäre änderte sich sofort, alle waren jetzt völlig wach. Aber ich konnte mich nicht bewegen und ich sah, daß die anderen ebenfalls wie gelähmt in ihren Sesseln saßen, den Männern nur mit den Augen folgten. Der Sheriff, hängende Lider über einem ständig fiesen Blick, zog einen Durchsuchungsbefehl aus der Tasche, – unnötige Geste, da niemand gewagt hätte, ihn danach zu fragen. »Wir wollen sehen, ob ihr Alkohol im Haus habt.« Mississippi ist ein »trockener« Staat. Der Sheriff befahl dem Vorsteher, einem ortsansässigen Neger, die Aktenschränke zu öffnen. Als dieser ruhig erwiderte, daß seine Frau die Schlüssel habe und nicht anwesend sei, brach ein Polizist die Schlösser auf. Während sie Briefe und Dokumente durchsahen, erschien der Polizist, der durch die Hintertür gekommen war, mit einer Literflasche, die mit etwas gefüllt war, das wie Wasser aussah. Mit einem siegreichen Lächeln verkündete er: »Hier ist der Whisky«. Wir wußten alle, daß jemand die Flasche vorher im Haus versteckt haben mußte, aber keiner hätte auch nur daran gedacht zu widersprechen, als der Leiter des Büros wegen ungesetzlichen Besitzes von Whisky verhaftet wurde. Erst nachdem er, von Polizisten umgeben, das Haus verlassen hatte, begannen wir uns wieder zu bewegen.

Wir erkundigten uns beim Bürgermeister, wie hoch die Bürgerschaftssumme war, erhielten das Geld von der Neger-Kreditgesellschaft und gingen noch am gleichen Abend zum Gefängnis. Als ich die Polizisten lässig um den Eingang herumstehen sah, als ich das zynische Grinsen auf dem Gesicht des Sheriffs beobachtete, während unser Rechtsanwalt die 100 Dollarnoten in seine Hand zählte, als ich den Sheriff in Zeitlupe zu der Zelle gehen sah und die schamlosen Blicke der Polizisten über meinen Körper gleiten fühlte, dachte ich zum ersten Mal, daß ich fähig sein könnte zu hassen.

Dann passierte etwas Seltsames. Unser Büro-Vorsteher kam müde lächelnd zu uns herüber, und wir hätten gehen können. Ein Professor des Colleges jedoch, der zweimal wegen seiner Tätigkeit in der Bürgerrechts-Bewegung im Gefängnis gewesen war, bat den Sheriff, mich herumzuführen, da ich neu sei. Die verzerrten Züge des Beamten lösten sich in ein breites glückliches Lächeln. »Kommen Sie mit«, sagte er. Eifrig erklärte er mir, hinter welche Gitter er die Betrunkenen einsperrte, hinter welche die Frauen, die Kriminellen unsoweiter. Entschuldigend fügte er hinzu: »Im Augenblick hab' ich niemanden hier.« Er lachte, und sein Gesicht leuchtete. Mir vergegenwärtigten sich Berichte vom Personal deutscher Konzentrationslager. Es wurde mir klar, daß diese Leute nicht nur von Haß gegen die Neger bewegt sind, sondern daß ein tiefer Sadismus sie vergiftet.

Am nächsten Morgen standen wir alle im Büro des Bürgermeisters und warteten auf die Nachricht, ob die Verhandlung am selben Tag stattfände. Ein Polizist kam herein und fragte uns nach unseren Namen. Als unser Rechtsanwalt uns unterrichtete, daß wir keine Fragen zu beantworten brauchten, bevor die gesetzmäßige Verhandlung beginne, wurde er – wegen Widerstandes gegen das Gesetz – für verhaftet erklärt. Eines der Mädchen wurde hierauf nach seinem Namen gefragt; da sie nicht antwortete, schrieb der Bürgermeister einen Verhaftungsbefehl gegen sie aus. Die Polizisten führten sie zum Gefängnis ab, der Anwalt bat darum, ebenfalls dorthin gebracht zu werden. Die Antwort des Sheriffs war: »Ich weiß, daß Sie ins Gefängnis wollen. Aber Sie können uns nicht zwingen, Sie dorthin zu bringen.« Der Bürgermeister schaukelte währenddessen in seinem Stuhl hin und her, die Hände hinter dem Kopf verschränkt, und nahm sich Zeit, bevor er die Summe für die Bürgerschaft des Mädchens ebenfalls auf 100 Dollar festsetzte.

An demselben Tag wurde ein Professor des Colleges zweimal verhaftet, weil er kein Nummernschild des Staates Mississippi an seinem Auto hatte. Gegen Abend wurde eine schwangere Negerin von Polizisten zusammengeschlagen, weil sie ohne Führerschein fuhr und sich weigerte, deswegen ins Gefängnis zu gehen.

An dem Abend waren die Jalousien im Freiheitshaus heruntergelassen, eine Vorsichtsmaßnahme, die streng befolgt wurde, da die Bewohner Zielscheiben für bewaffnete Leute gewesen waren, die in Autos vorbeifuhren. Wir saßen jedoch alle draußen auf der Terrasse und warteten auf die nächste Unheilsbotschaft. Keiner durfte in den Ort gehen. Ich fühlte mich wie auf einem Kampfplatz. Der Rest der Welt war weit, weit entfernt.

Während der nächsten Tage erfolgten weitere Verhaftungen, der Ku Klux Klan brannte mehrere Kreuze vor den Häusern verschiedener Neger ab. Da rief der Parteibüro-Leiter den Bürgermeister an und teilte ihm mit, daß fünfhundert »deacons«, eine militante Negergruppe, die in Louisiana gegründet worden war, um Neger gegen Gewalttätigkeiten zu verteidigen, angedroht hätten, in die Stadt zu kommen, falls die Schikanen nicht beendet würden. Hierauf war es eine Zeitlang ruhig.

Vor dem neuen Wahlgesetz konnten in Mississippi nur fünf Prozent der wahlberechtigten Neger wählen; seither hat sich die Anzahl eingeschriebener Wähler bedeutend erhöht, besonders in den Landkreisen, in die Washington einen Bundesregistrator geschickt hat. Aber es bedeutete noch immer ein Risiko, sich als Wähler registrieren zu lassen. Zu viele haben ihre Arbeit auf den Plantagen verloren, zu viele Bombenanschläge in ihren Häusern erlitten.

Die Integration von Kinos, Restaurants, Motels hat vor einigen Jahren die Bürgerrechts-Bewegung ausgelöst; dieser Kampf wird jetzt als weniger wichtig angesehen. Oft hört man weiße Südländer sagen: »Macht ruhig so viele Gesetze, wie Ihr wollt. Die Neger haben sowieso nicht genug Geld, um in die besseren Hotels und Restaurants zu gehen.« Denen aber, die das Geld haben, wird der Eintritt verwehrt, indem man solche Orte zu »Privaten Klubs« erklärt und Mitgliedskarten nur an erwünschte Personen ausgibt. Sogar an Tankstellen-Toiletten findet man das Schild »Privat«. Deshalb konzentrierten sich jetzt alle Bemühungen darauf, wirtschaftlichen Fortschritt und politische Beteiligung durch Wahlregistrierung zu erreichen. Präsident Johnsons »Krieg gegen die Armut« war die große Hoffnung vieler Menschen. Leider erwies sich das Programm im Süden als weitgehend unanwendbar, – viele Neger fragen sich, wer denn der Feind in diesem Krieg ist.

Die Anti-Armut-Programme sollen als »Gemeinde-Aktion« entstehen. Das heißt, daß eine möglichst repräsentative Gruppe von Gemeindemitgliedern zusammenkommen und entscheiden soll, was die Bedürfnisse der Bevölkerung seien. Präsident Johnson und das Office of Economic Opportunity, das gegründet wurde, um das neue Regierungsprogramm auszuführen, stellen sich vor, daß Schwarz und Weiß zusammen an einem Tisch sitzen und Anträge ausarbeiten, um Armut, Krankheit und minderwertige Schulausbildung zu bekämpfen. Die Inhaber der Macht im Süden sind aber nicht daran interessiert, die sozialen und wirtschaftlichen Umstände zu ändern; sie verweigern eher die Annahme des Geldes aus Washington, als daß sie damit die Lage der Neger – und die der armen weißen Bevölkerung – verbessern. Die Gemeinde-Aktion sieht dann in Wirklichkeit so aus: Neger und Weiße halten getrennte Treffen ab, um zuerst zu entscheiden, ob und unter welchen Bedingungen sie zusammenkommen sollten. In einer gemeinsamen Zusammenkunft beginnt anschließend der lange Kampf über die Definition eines »möglichst repräsentativen Komitees der Gemeinde-Aktion«. In vielen Landkreisen ist der Prozentsatz der Negerbevölkerung höher als der der Weißen. Die gegenwärtigen Machthaber stimmen daher einer Repräsentation, die auf die Bevölkerungsverteilung begründet wäre, nicht zu. Andererseits können die Neger nicht eine 50:50-Repräsentation annehmen, da sie bedeuten würde, daß die Weißen dem Programm vorstünden und so die Kräfte gestärkt würden, von denen die Neger unterdrückt werden.

Da die schwarze Bevölkerung die Hilfe Washingtons braucht, geben ihre Vertreter gewöhnlich in der Weise nach, daß sie einer getrennten eigenen Wahl der Aktions-Repräsentanten zustimmen. Ich wohnte mehreren solcher Wahlen bei, – sie gehören zu meinen unangenehmeren Erinnerungen an Mississippi. Die Negergemeinde versammelt sich in einer Schul-Aula. Ein sogenannter »Onkel Tom«, das heißt ein Neger, der von den Weißen manipuliert ist, übernimmt die Leitung. Er stellt sich vor das Publikum, zeigt auf eine Reihe von Negern, die, wie er, von den Weißen ausgelesen wurden, und ruft: »Distrikt 1. Dies hier sind die Männer, die verantwortungsvoll sind. Dies sind die Männer, denen wir vertrauen und die wir haben wollen, Alle, die für diese Männer sind, stehen auf!« Die Frage nach einer Gegenpartei, die von jemandem gestellt wird, der keine Angst vor den »rednecks« hat, die an den Türen stehen und den Vorgang beobachten, wird übergangen. Die verstörten Leute, die in politischen Verfahrensweisen unerfahren sind und außerdem wissen, daß sie leicht identifiziert werden können, wenn sie sitzenbleiben, erheben sich zögernd. Der Vorsitzende macht sich nicht die Mühe, sie zu zählen, sondern erklärt: »Vielen Dank, das ist die Mehrheit. – Distrikt 2. Dort drüben stehen die Männer, die . . .« Das Ergebnis ist ein *de facto* hundertprozentig »weiß« beherrschtes Komitee. Es kommt vor, daß es nach einigen Wochen unter dem Protest radikalerer Neger zusammenbricht. Jedenfalls hat es bis April 1966 kein wirksames Gemeinde-Aktions-Programm im Süden gegeben. Man kann nur hoffen, daß das umfangreiche Projekt, das vor kurzem in Mississippi begonnen wurde, trotzdem erfolgreich sein wird.

Ein gewisser Ausweg sind sogenannte »Einzelzweck-Programme«, die von Negern

beantragt werden können. Solche Programme werden bewilligt, wenn die Neger nachweisen, daß sie alles versucht haben, um die weiße Gemeinde miteinzubeziehen. Projekte dieser Art sind jedoch finanziell beschränkter, und die »OEO« versucht sie zu vermeiden, weil sie leicht als Förderung der Rassentrennung ausgelegt werden können. Die Anträge, die gestellt werden müssen, sind so kompliziert, daß sie kaum ohne einen Sachverständigen auszufüllen sind; dafür aber fehlt es in Mississippi wieder an einer genügenden Zahl von Angestellten der »OEO«. Es ist zuviel verlangt, wenn man erwartet, daß Menschen nach einem harten Arbeitstag zusammenkommen, ein Programm planen, Seiten und Seiten bürokratischer Einzelheiten ausfüllen, um das Resultat der Mühen an irgendeinen Beamten in Washington zu schicken und monatelang auf eine Antwort zu warten. Während meines Aufenthaltes in Mississippi war keiner der Anträge, die in zahllosen Stunden unverdrossener Arbeit verfertigt worden waren, ausgewertet oder bewilligt worden.

Mississippi ist ein Land weitverbreiteten Leidens. Das Leben vieler Menschen dort ist nicht menschenwürdig. Jemand sagte einmal bei einem Anti-Armut-Treffen: »Mississippi ist der ärmste Staat im reichsten Land der Erde. Es steht in allem an fünfzigster Stelle der USA und das nur, weil wir keinen einundfünfzigsten haben.« Die Situation kann nur durch wohlbedachte Pläne mit sehr viel Geld seitens der Bundesregierung erleichtert werden. 1964 wurden 80 Prozent der Baumwolle maschinell gepflückt, 1965 ein noch höherer Prozentsatz. Es wird nicht mehr lange dauern, bis die Baumwollernte in Mississippi völlig mechanisiert sein wird. Solange jedoch kein Fortschritt im Erziehungswesen, in der Wohnungs-, Gesundheits- und Arbeitsfrage stattfindet, wird dieser technische Fortschritt dem Neger nur schaden. Die Tatsache, daß immer mehr von ihnen aufgefordert werden, die Plantagen zu verlassen, worauf sie als ungelernete Arbeiter wohnungs- und arbeitslos bleiben, beweist es.

Eine Reise durch die Deltagegend von Mississippi bestätigte alle Eindrücke, die ich im nördlichen Teil des Staates gewonnen hatte. Terror und Schikanen waren in dieser Gegend jedoch noch häufiger. In Indianola hielt ich vor einem niedergebrannten Haus an. Eine alte Frau stand gegen einen Stapel frischen Holzes gelehnt, hinter sich die verkohlten Reste des Hauses. Ein Eisschrank stand noch zwischen weiten Löchern im Boden und in den Wänden, die Reste einer Lampe hingen von einer Holzplanke, Dachsparren zeigten in den Himmel wie klagende Finger. Die Frau erzählte: »Ich habe Freiheitskämpfern erlaubt, in meinem Haus zu wohnen. Eines Nachts kamen die Weißen. Glücklicherweise wurde niemand verletzt, aber das Haus brannte nieder. Jetzt baut mir mein Sohn ein neues.« Ihr Sohn sagte: »Ich versuche, eine Versicherung für das neue Haus zu bekommen, aber keine Gesellschaft will mir eine verkaufen. Und wir können es uns nicht leisten, ein Steinhaus zu bauen. Es sieht nicht sehr gut für uns aus.«

In Ruleville, dem Heimatort von Fannie Lou Hamer, der wohl politisch aktivsten Negerin, dem Schauplatz vieler Demonstrationen und Gewalttätigkeiten, besuchten wir eine neue Kirche im Negerviertel. Die Leute versicherten uns, daß sie nur zu bereit seien, ein Schul-Programm für Erwachsene zu beginnen, sobald sie die neue Kirche von der alten fort an einen anderen Ort transportiert hätten. Eine Frau sagte: »Wir werden die alte Kirche als Gemeindehaus benutzen können. Aber da die neue Kirche so nah neben der alten steht, wäre es zu leicht, sie mit der alten zusammen, sobald diese unsere Schule ist, zu bombardieren.«

Gegen Mitternacht saßen wir im Haus eines weitbekannten Gemeindeleiters in einer anderen Stadt. Wir sprachen über die Schwierigkeiten, Genossenschaften und Gewerkschaften zu gründen, als das Telefon klingelte. Der Mann nahm den Hörer ab, horchte einen Augenblick lang und legte den Hörer wieder auf. Er starrte vor sich hin und sagte dann beiläufig: »Das war wieder einer von den Anrufen. Jemand sagte: »Mann, du bist tot.« Letzten Sonntag war ich nicht zu Hause. Da riefen sie meine Frau an. Sie sagte ihnen, daß ich nicht wüßte, wann ich zurückkäme. Man antwortete ihr, daß sie sich nicht die Mühe zu machen brauche zu

warten, da schon ein Unfall für mich vorbereitet sei.« Bevor wir Abschied nahmen, zeigte er uns Schußlöcher über der Tür und in den Wänden. Ich zählte einundzwanzig.

TROTZDEM KEINE UMKEHR MEHR Obwohl die Morde und die Gewalttätigkeiten abgenommen haben, seitdem es auch im Süden als Verbrechen angesehen werden muß, einen Neger umzubringen, kann der Neger oder der weiße Freiheitskämpfer sich doch nie sicher fühlen. Wochenlang mag nichts passieren, man mag sich in seiner halbbewußten Angst lächerlich vorkommen, bis dann plötzlich jemand in seinem Wagen von Autofahrern von der Landstraße in einen Graben gejagt wird; bis eines Abends ein Tankstellenwart sein Gewehr auf einen Negerstudenten abfeuert, der sich nicht abweisen lassen will; bis drei Freiheits-Kämpfer in den Sümpfen verschwinden oder Kinder in einer Freiheitsschule verbrennen. Die brennenden Kreuze, die der Ku Klux Klan im Schutze der Nacht vor ausgesuchten Häusern hinterläßt, sind die Wahrzeichen einer ständig gespannten Atmosphäre.

Es hat mich immer verwundert, wie die Neger diese Umstände hinnehmen und wie weit sie in einem gewissen Sinne über ihren Unterdrückern stehen. Der südliche Neger, das heißt die ältere Generation, hat eine Geduld und Demut entwickelt, ohne die es ihnen wahrscheinlich besser ginge, die sie aber scharmant, gastfreundlich und beinahe jeglichen Kritisiertens unfähig machen. Die jüngere Generation ist anders. Sie ist die hauptsächliche Triebkraft in der sozialen Revolution, die im Süden stattfindet. Deren Ausmaß wird erst begreiflich werden, wenn sie Geschichte geworden sein wird. In den jungen Menschen ist mehr verzweifelte Hoffnung, mehr Antrieb und mehr Ungeduld, besonders in denen, die sich der Freiheitsbewegung verbunden fühlen. Unter ihnen findet man mehr Haß und mehr Verbitterung über all die Jahre, die in Entbehrung, Furcht und Hilflosigkeit verloren sind.

Ungeheure soziale und wirtschaftliche Ungerechtigkeit erfüllt noch immer den Schauplatz. Sheriffs und Plantagenbesitzer, die sich wie Feudalbarone benehmen, versuchen noch immer, den Neger »auf dem Platz, wo er hingehört« zu halten. Mississippi ist eine Gesellschaft, die aus zwei Klassen besteht: Wenigen, die alles besitzen, alles beherrschen, und Vielen, die nichts haben, nicht über ihre Lebenslage entscheiden dürfen. Zu diesen gehören auch die armen Weißen, die der sozialen Bewegung feindlich gegenüberstehen, weil sie den Neger als Konkurrenz fürchten und fälschlich glauben, mehr zu gewinnen, wenn sie mithelfen, ihn zu unterdrücken.

Aber die farbigen Besitzlosen haben angefangen zu denken, ihre Gedanken auszusprechen und ihr Leben in die eigenen Hände zu nehmen, koste es, was es wolle.

Ich kam nach Mississippi mit einem Kopf voll von Zeitungsartikeln und Diskussionsargumenten. Ich verließ es mit einem Herz voll von schmerzhaften Erinnerungen. Ich war ein Außenseiter, als ich ankam, und ich war ein Zugehöriger, soweit es ein weißer Besucher sein kann, als ich wegfuhr. Überall in der Welt gibt es Vorurteil; man kann seine volle Wirkung jedoch erst ermessen, nachdem man im System seiner Organisation gelebt hat. Die Ähnlichkeiten und Unterschiede zwischen Hitlers Deutschland und Mississippi sind oft disputiert worden, aber ein gemeinsames Ergebnis ist sicher: Die Ausübung eines Systems, das auf Rassenherrschaft begründet ist, wirkt sich verheerend sowohl auf Individuen als auch auf die Menschheit im allgemeinen aus. Ich selbst habe die Hitler-Herrschaft nicht mitgemacht, ich war zu jung; die ersten Monate, die ich in Amerika verbrachte und die Begegnung mit vielen Amerikanern fügten meinen Gefühlen über die Untaten von damals die Frage über eine kollektive Schuld hinzu. Obwohl ich meine, daß jeder Mensch als Einzelperson beurteilt werden sollte, hat mich diese Frage seither nie völlig verlassen. Ich hoffe, daß Amerikaner sich nicht einmal davon gequält finden müssen.